

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Kanzler kann jeder, Burgtheater nicht“

Intendant Claus Peymann über die Finanzskandale
am Burgtheater und den selbstverschuldeten
Rückzug des Theaters aus der Mitte der Gesellschaft



Peymann, 76, leitet seit 1999 das Berliner Ensemble und war zuvor 13 Jahre lang Chef des Wiener Burgtheaters.

SPIEGEL: Herr Peymann, im Wiener Burgtheater, dessen Intendant Sie waren, wurde Ihr Nach-Nachfolger Matthias Hartmann gefeuert und Ihre langjährige Mitarbeiterin Karin Bergmann zur Intimsdirektorin bis 2016 ernannt. Denken Sie schon über eine Bewerbung nach?

Peymann: Nein, das wäre schon aus biologischen Gründen schwierig. Ich werde 79 sein, wenn in zweieinhalb Jahren mein Vertrag im Berliner Ensemble endet.

SPIEGEL: Im Burgtheater, aber auch in Düsseldorf und Leipzig werden riesige Defizite beklagt. Können Theatermacher mit öffentlichem Geld nicht verantwortlich umgehen?

Peymann: Natürlich liegt der Schluss nahe. Auch in anderen berühmten Theatern, von denen selbst der SPIEGEL womöglich noch gar nichts weiß, gibt es enorme Defizite. Es kann sein, dass durch diese Probleme das Theater ganz allgemein in Gefahr gebracht wird. Trotzdem ist der Vorwurf, Künstler könnten mit Geld nicht umgehen, Quatsch.

SPIEGEL: Warum?

Peymann: Ich bin der Gegenbeweis – der typische Provinzdirektor. Ich war es in Stuttgart und in Bochum, und ich bin es auch im Burgtheater und in Berlin geblieben. Ich habe immer gewusst: Wir leben von dem Geld der Leute, die nicht ins Theater gehen. Das kann man zu anständig finden. Aber auch Intendanten wie Dieter Dorn, Jürgen Flimm und Peter Stein haben sich daran gehalten.

SPIEGEL: Was empfanden Sie, als Sie erfuhren, dass im Burgtheater im Dezember die Vizedirektorin Silvia Stantejsky und Mitte März dann der Direktor Hartmann gehen mussten, weil die Buchhaltung offenbar chaotisch betrieben wurde und sich ein Millionendefizit auftat?

Peymann: Da kamen mir die Tränen. Ich kenne alle Beteiligten. Silvia Stantejsky hat bei uns 13 Jahre lang mitgearbeitet, Hartmann habe ich viermal als Regisseur eingeladen, dabei kamen zum Teil sehr gute Inszenierungen heraus. Ich habe das Burgtheater in einer glücklichen Zeit geleitet, in der es wirklich zum österreichischen Nationaltheater geworden ist durch die Uraufführungen der Stücke von Thomas Bernhard und Peter Handke, von Elfriede Jelinek und Peter Turrini. Es ist fatal, was jetzt passiert ist.

SPIEGEL: Was genau finden Sie fatal?

Peymann: Es ist völliger Unsinn, die ehemalige kaufmännische Direktorin Silvia Stantejsky als Verbrecherin zu brandmarken. Sie ist ein wunderbarer Mensch. Alle, die heute auf sie schimpfen, an der Spitze natürlich Matthias Hartmann selber, haben davon gewusst, dass sie am

Rande der rechtlichen Möglichkeiten jonglierte und dass die Katastrophe eines Tages kommen musste. Alle haben davon gewusst, natürlich auch ich. Es gab diese orangefarbenen Briefumschläge, in denen sie die Honorare übergab.

SPIEGEL: So, wie Sie das erzählen, klingt es ziemlich lustig.

Peymann: Ich empfinde großes Bedauern. In Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“ gibt es die Figur der Shen Te. Sie tut nur Gutes, aber in kürzester Zeit fährt sie ihren Tabakladen vor die Wand. Und dann kommt ihr Alter Ego Shui Ta, der die Dinge wieder in Ordnung bringt. Diesen Shui Ta hatte Silvia Stantejsky leider nicht. Ansonsten hat Brecht die Affäre Stantejsky wirklich prophetisch vorausgesehen. Sie ist das große Opfer.

SPIEGEL: Ist auch Hartmann für Sie ein Opfer?

Peymann: Jedenfalls war er ein katastrophaler Krisenmanager. Das ging bis zur Jämmerlichkeit, als er sagte, er habe sich Geld in bar auf den Tisch legen lassen, weil er als neuer Burgtheaterdirektor noch kein Konto in Österreich gehabt habe. Als



Burgtheaterchef Hartmann 2013

„Durchschaubar, naiv, hilflos“

ob, wenn der Burgtheaterdirektor ein Konto eröffnen will, nicht innerhalb von drei Minuten sämtliche Bankdirektoren Wiens vor der Tür stehen! Das war leider durchschaubar, naiv, hilflos. Dem Hartmann rufe ich zu: Ich hoffe, du lernst aus diesem Sturz! Ich weiß, wovon ich rede.

SPIEGEL: Inwiefern?

Peymann: Der schlimmste Sturz in meinem Theaterleben war mein Abschied aus der Schaubühne 1971. Da bin ich geflüchtet, weil mir klargeworden war, dass Peter Stein sich diesen scheinbar so demokratischen Laden unter den Nagel reißen wollte. Ich habe aber in dieser Krise begriffen, wie gut ich als Theaterdirektor würde sein können. Ich habe dann in Stuttgart, in Bochum und im Burgtheater Gegenmodelle aufgebaut zu der damals fürchterlich deutschen, total angestregten Schaubühnenkunst, indem ich auf das Spielerische, Leichtsinnige gesetzt habe, auf die Treue zur Literatur. Für mich war das eine Krise, aus der ich als Sieger hervorging. Das wünsche ich auch Hartmann.

SPIEGEL: Welche Lehren soll er ziehen?

Peymann: Hartmann hat ja eine Spitzenkarriere gemacht bis zu seinem fürchterlichen Sturz. Ich finde es ekelhaft, wie die, die ihm gerade noch in den Hintern gekrochen sind, sich jetzt von ihm abwenden. Aber natürlich ist Hartmann auch ein Beispiel für die Verführbarkeit durch Geld und durch Macht. Dass er sich so hohe Regiehonore zusätzlich zum Intendantenvertrag zahlen ließ, finde ich unmoralisch. Das habe ich nie gemacht, ich hatte 40 Jahre lang zwei Inszenierungen in meinen Intendantenverträgen.

SPIEGEL: In Wien hat Hartmann mehr als der österreichische Bundeskanzler verdient, auch in großen deutschen Theatern bekommen einige Chefs mehr als Frau Merkel. Empören sich darüber nicht viele Menschen zu Recht?

Peymann: Das Amt des Bundeskanzlers ist doch auch nicht so schwierig wie die Aufgabe, das Burgtheater zu leiten! Das sehen Sie doch an der Merkel, die ja im Prinzip nett ist, dass da nicht so viel dazugehört. Bundespräsident oder Bundeskanzler, das kann doch jeder! (Peymann lacht.) Aber ein guter Theaterdirektor, da können Sie lange suchen! Ich habe kein schlechtes Gewissen, mehr zu verdienen als Frau Merkel. Mein Gehalt ist nicht annähernd so hoch wie das der Chefin der BVG, der Berliner Verkehrsbetriebe.

SPIEGEL: Was braucht ein Theaterdirektor, um gut zu sein?

Peymann: Er braucht eine Botschaft, und wenn sie wahnhaft ist. Meine Botschaft war es, mit dem Burgtheater die Welt zu verändern, wie ich auch jetzt mit dem Berliner Ensemble die Welt verändern will. Das ist natürlich der schiere Wahnsinn! An den ich aber fest glaube! Diese Wahnhaftigkeit, dass das Theater etwas einmalig Politisches ist, an der halte ich fest. Vom Peymann weiß man: Der haut sich total rein. Sie merken: Ich muss mich immer selber loben, weil es sonst keiner tut!

SPIEGEL: Bei der Dramaturgen-Jahrestagung in Mannheim wurde den Theatermachern gerade vorgerechnet, dass in absoluten Zahlen in Deutschland heute halb so viele Menschen ins Theater gehen wie in den siebziger Jahren. Müssen sich Theaterleute wegen solcher Zahlen und der aktuellen Skandale neu rechtfertigen für die Subventionen, die sie kassieren?

Peymann: Vielleicht ist der Fall Burgtheater wirklich ein Fatal. Der Aufbruch in eine neue Zeit, eine entscheidende verlorene Schlacht um öffentliche Gelder und um einen Kulturbegriff, wie er speziell in Deutschland und Österreich entstanden ist im letzten Jahrhundert. Der Staat fühlte sich verantwortlich für das kulturelle Erbe. Aber schon seit einer Weile betreibt dieser Staat durch sein Kaputtsparen eine Umweltbeschädigung, die man mit der Zerstörung der Natur vergleichen kann. Ich finde das Zurückgehen der absoluten



Theaterfreunde Bernhard, Peymann 1988 in Wien: „Meine Weggefährten waren nicht die Schauspieler, sondern die Dichter“

Zuschauerzahlen nicht so bedenklich wie das, was an einzelnen Bühnen geschlossen oder fusioniert wird, in Wuppertal und in Rostock und in Dessau. Das sind ungeheure Verluste!

SPIEGEL: Könnte es sein, dass die Welt nur achselzuckend zusieht, wenn man das deutsche Theatersystem abschafft?

Peymann: Das System wird zusammenkrachen, wenn man ihm die Grundlage abgräbt. Wir würden trotzdem nicht aufgeben. Dann würden wir eben in den Vororten spielen, in den Katakomben. Ich bin ganz sicher, dass das Theater nicht vom Aussterben bedroht ist, diese wunderbare Errungenschaft, die sich unsere Vorfahren erkämpft haben oder die ihnen geschenkt wurde von den Fürsten! Auf dem Land leuchten Wälder und Wiesen, in einer Stadt leuchten die Bühnen, die Museen, die Opern. Die Stadt Berlin ist ja das Deutsche Theater, die Schaubühne, das BE, das Gorki, die Staatsoper oder die Komische Oper. Was ist Berlin sonst? Verschmutzte Wohnquartiere am Rand und mittendrin ein Haufen schlecht entworfener Neubauten.

SPIEGEL: Sie beschwören das Theater als zentralen Ort des gesellschaftlichen und politischen Palavers. Stimmt diese doch sehr wahnhafte Vision noch?

Peymann: Palaver? Nun mal langsam. Das Theater bleibt und ist ein politischer Ort, und das haben selbst die Theaterleute vergessen. Ich glaube, am meisten schuld sind wir selbst. Wir haben unser Geheimnis aufgegeben, das, was unsere Einmaligkeit ausmacht: Das ist der spielende Mensch, der große dramatische Stoff, die

Dichter. Von Euripides über Shakespeare bis Peter Handke und Thomas Bernhard. Wir haben die Literatur abgeschafft. Wir haben unsere Arbeit nicht mehr ernst genommen. Wir haben sie ironisiert. Die Katharsis durch Aufführungen, den ganzen Mythos des Theaters. Heute tragen Schauspieler Mikrofone, sie können nicht mehr sprechen, sie werden über Monitore gezeigt. Die großen Klassiker werden heute in 60 Minuten vom Tisch geräumt.

SPIEGEL: Kriegen Regisseure zu viel Geld, größtenteils Steuergeld, für ihre Arbeit?

Peymann: Das mag in manchen Fällen stimmen. Andererseits: Für das Honorar, das ich für eine Gastinszenierung bekomme, geht ein Bankdirektor in Hildesheim oder ein Oberarzt in Bensheim noch nicht mal aus dem Haus. Und die Vorstände von Dax-Unternehmen wie der Deutschen Bank kriegen einen Lachanfall, wenn sie hören, was ich verdiene. Über deren Gehälter regt sich keiner auf.

SPIEGEL: Weil es kein öffentliches Geld ist.

Peymann: Natürlich ist es das. Unsere Milliardenzahlungen nach Griechenland sind doch nichts anderes als Zahlungen an die Deutsche Bank, deren Kredite die griechische Regierung nicht mehr zurückzahlen konnte. Die Bundesregierung könnte das Geld auch gleich direkt in Frankfurt abgeben. Doch statt sich über solche Dinge zu empören, zetern die Leute, weil eine Opernsängerin mal an einem Abend 20 000 Euro verdient. An einem Abend, an dem man aber auch das Doppelte der üblichen Abendkasse einnimmt. Das ist lächerlich in unserer Neidgesellschaft.

SPIEGEL: Also muss ein guter Theaterdirektor Ihrer Meinung nach dafür sorgen, dass die Bude und die Kasse voll sind?

Peymann: Aber natürlich, die Zeiten, in denen Theaterleute stolz waren, wenn die Leute rausrannten, dieser Hochmut ist vorbei. Ich selber hatte diesen Hochmut nie. Ich war stolz, dass selbst die Uraufführung der „Publikumsbeschimpfung“ von Peter Handke, die ich 1966 in Frankfurt gemacht habe, immer ausverkauft war. Ich habe ja mehr Uraufführungen gemacht als jeder andere Regisseur, 14-mal Bernhard, 10-mal Handke, 4-mal Turrini. Ein Fünftel der Inszenierungen meines Lebens sind Uraufführungen! Und das Publikum ist nie weggeblieben.

SPIEGEL: Ihr Regisseurskollege Leander Haußmann sagt, einem Regisseur müsse der Erfolg beim Publikum egal sein.

Peymann: Ein guter Regisseur wird immer vor vollem Haus spielen. Er wird nach der größten, radikalsten Verwirklichung eines Themas suchen. Ich zumindest habe gemacht, was ich wollte, und hatte trotzdem 90 Prozent Auslastung.

SPIEGEL: Kritiker meinen, diese gute Auslastung komme daher, dass Sie Ihr Theater, in dem einst Bertolt Brecht arbeitete, wie ein Museum betreiben. Zu Unrecht?

Peymann: Ja, die Kritiker, die sind ja immer klüger als das Publikum. Was ist denn an einem Museum schlecht? Es ist eine Unverschämtheit, den kreativen Begriff des Museums so niederzumachen, wie es in Berlin zurzeit geschieht. In einem Museum hängt hier ein Rembrandt und dort ein Neo Rauch. In einem Museum stehen die Leute für eine große Aus-

stellung zehn Stunden an – wie in Berlin, als das MoMA in der Stadt gastierte. Und warum tun sie das? Weil sie ihre Utopie, ihren Schönheitsbegriff auch aus der Vergangenheit beziehen. Ist die Philharmonie etwas Schlechtes, nur weil dort Simon Rattle Brahms vom Blatt musizieren lässt und eben nicht um des Effekts willen die Violinen durch eine Ziehharmonika ersetzt? Nein. Wenn Sie mich fragen: Wir brauchen sogar noch mehr gute Theatermuseen!

SPIEGEL: Ist es nicht der Hauptjob eines Theaterleiters, auf seiner Bühne statt der politischen und gesellschaftlichen Vergangenheit die Gegenwart zu verhandeln, egal woher er den Stoff bezieht?

Peymann: Aber doch nicht um den Preis des Verzichts auf die Dichtung! Das Theater kann meinetwegen alles machen. Es hält auch die Anmaßung und den Größenwahn von Regisseuren aus. Aber wenn wir aufgeben, was das Wesentliche ist, darf man sich nicht wundern, dass wir am Rand der Gesellschaft sind.

SPIEGEL: Sie sind heute als Theaterdirektor ein konservativer Mahner. Waren Sie nicht mal selber ein Revoluzzer?

Peymann: Natürlich, das ist der Witz. Ich war mal der Prototyp des Neuerers. Am Anfang meiner Karriere, 1966, da hat mit der „Publikumsbeschimpfung“ das Drama neu begonnen, so wie zehn Jahre später mit Peter Zadeks „Othello“ in Hamburg das Theater insgesamt neu begonnen hat. Aber beide Inszenierungen haben nie das Grundprinzip des Theaters in Frage gestellt, den ernsthaften Vorstoß in die Terra incognita eines Textes. Das sogenannte deutsche Regietheater, dieses Regiewunder, kam erst später.

SPIEGEL: Wie wichtig ist für einen guten Theaterchef die Zustimmung seiner eigenen Künstler zu seiner Arbeit? Im Wiener Burgtheater haben die Schauspieler mit einem Misstrauensvotum gegen den Chef Hartmann Furore gemacht.

Peymann: Demokratie und Kunst schließen sich aus. Diesen Antagonismus können Sie nicht auflösen. Kunst ist immer die Verwirklichung des Einzelnen. Wir haben an der Schaubühne ja die Demokratie versucht und sind gescheitert. Wenn man heute hier im BE abstimmen würde, wer für mich ist und wer gegen mich? Ich weiß nicht, wie das ausgehen würde! Je nachdem, ob wir gerade einen Riesenerfolg haben wie mit Wilsons „Peter Pan“ und Hauffmanns „Hamlet“ oder nicht. Haben Sie einen Volltreffer gelandet, dann sind alle für Sie, sonst sind schnell alle gegen Sie.

SPIEGEL: Wie würden Sie bei einem Aufstand Ihres Ensembles reagieren? Ihr Kollege Frank Castorf sagt, er würde mit der stalinistischen Knute dreinschlagen.

Peymann: Der Castorf war ja nie wirklich Theaterdirektor, das hat er in der besten Zeit der Berliner Volksbühne den Matthias Lilienthal machen lassen. Ich mag

Castorfs Inszenierungen heute nicht mehr sehen, dabei habe ich seine großen Arbeiten vor 15 Jahren geliebt. Ich finde es unmöglich, dass er kaum in Berlin ist.

SPIEGEL: Also gehört zu einem guten Theaterdirektor, dass er dauernd in seinem Chefbüro sitzt und Präsenz zeigt?

Peymann: Selbstverständlich. Ich bin jeden Tag hier im Haus, ich gastiere nicht anderswo als Regisseur. Wenn ich mal drei Tage weg bin, dann mit dem Theater. Das ist der Spießher Peymann.

SPIEGEL: Zumindest für die Wiener stehen Sie im Augenblick als Sieger und Lichtgestalt da. Dort wünschen sich viele den Burgtheaterdirektor Peymann zurück.

Peymann: (lacht) Ja, aber in Deutschland sind Sie und ich die beiden Einzigen, die mich als Sieger sehen. Wie meine Arbeit von den Berliner Kritikern gehasst wird! Manchmal bestätigt mich das. In Wien dagegen, wo man eigentlich sterben muss, um zur Legende zu werden, werde ich schon jetzt immer freundlich begrüßt. Das freut mich.

SPIEGEL: Gibt es in Berlin wenigstens einen Politiker, der Ihnen beisteht?



Burgtheater in Wien

„Demokratie und Kunst schließen sich aus“

Peymann: Trotz der Gehässigkeit in dieser Stadt, die ein Ausdruck ihrer Provinzialität ist, habe ich ein gewisses Zutrauen in die Weisheit von Klaus Wowereit. Er ist ein großstädtischer Bürgermeister. Er weiß, dass diese Stadt Berlin ohne ihre Theater arm wäre. Er hat ein gutes Urteil über Aufführungen. Er und ich, wir haben beide diesen schnoddrigen Großstadton und lassen uns nichts gefallen. Mal sehen, wie er mit seinem neuen Staatssekretär für Kultur die komplizierten Nachfolgefragen in den Theatern Berlins lösen kann.

SPIEGEL: Warum soll das so schwer sein?

Peymann: Einen Nachfolger für Castorf in der Volksbühne zu finden ist leichter. Dieses Theater muss man nur wieder wachküssen. Aber das BE ist schwer. Weil wir es so verdammt gut machen. Ich wünsche keinem, mein Nachfolger zu werden.

SPIEGEL: Warum jetzt genau?

Peymann: Der Laden ist ausgereizt, wir haben zu wenig Geld. Alle Aufführungen mit weniger als 70 Prozent Auslastung nehmen wir vom Spielplan. 70 Prozent, da würde mancher jubeln!

SPIEGEL: Wie stellen Sie sich Ihr Leben ohne einen Theaterdirektorenjob vor?

Peymann: Ich kann es mir nicht vorstellen. Das Theater war die letzten 40 Jahre meine Familie, auch wenn ich nie sagen würde, dass die Schauspieler meine Kinder waren. Das waren sie nicht. Ich bin kein Kantinensäufer und habe mir Freunde nie unter Schauspielern gesucht. Meine Weggefährten waren die Dichter.

SPIEGEL: Welchen Luxus haben Sie sich als Theaterdirektor erwirtschaftet?

Peymann: Ich habe keine Häuser, keine Landsitze, ich habe es zu nix gebracht, aber ich werde einiges an Rente kriegen. Ich habe keinen Porsche, weil ich keinen Führerschein habe. Ich bin um halb zehn im Theater und verlasse das Theater um zehn oder um halb elf. Einmal die Woche in die Sauna, sonst ist da nichts. Ich gehe gern gut essen und bin großzügig. Seit uns die Betriebsausflüge vom Senat verboten wurden, bezahlen wir es jetzt privat – unsere graue Eminenz Hermann Beil und ich –, wenn wir ein Schiff für das Ensemble mieten. Sie merken, jetzt spiele ich auch noch die Mutter Teresa ...

SPIEGEL: Braucht das Theater nicht einen verschwenderischen Glanz durch seine Fürsten, wie Ihr Freund Castorf meint?

Peymann: Glanz ja – verschwenderisch nein. Natürlich muss jedes Theater leuchten. Aber mir war es immer zuwider, wenn die Regiekönige einen Hofstaat von zehn Assistenten um sich scharen. Außerdem bin ich Bremer und Hanseat: Wir nehmen keine Orden. Dreimal wurde mir das Bundesverdienstkreuz angedient. Das habe ich immer abgelehnt. Ich sehe mich als Kapellmeister, als Diener.

SPIEGEL: Jetzt dienen Sie Franz Kafka.

Peymann: Ja. Ich beschäftige mich konzentriert mit der Inszenierung von Franz Kafkas „Prozess“, die am Freitag dieser Woche Premiere haben wird.

SPIEGEL: Ausgerechnet Sie inszenieren einen Romanstoff, obwohl Sie wie kein anderer Theatermann stets Ihre Liebe zu den Stückdichtern betonen? Warum das?

Peymann: Weil ich nach einem Text gesucht habe, der mir hilft, von der Angst vor der totalen Überwachung zu erzählen, die sich auch in mir in den vergangenen Monaten ausgebreitet hat. Von dieser NSA-Krake, die uns alle bedroht, kann man am besten mit dem großen Autor Franz Kafka erzählen. Ich gebe zu, dass es sich fast um einen Sündenfall handelt, wenn ich jetzt einen Prosatext inszeniere. Aber bedauerlicherweise hat Kafka keine Stücke geschrieben.

SPIEGEL: Herr Peymann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.